

Anna.

In einer kleinen preußischen Stadt lebte vor mehreren Jahren ein Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, in all seinem Thun und Lassen die Tüchtigkeit des deutschen Bürgerthums zu repräsentieren. Es herrschte nur eine Stimme darüber, daß es keinen braveren, thätigeren Mann, keinen besseren Hausvater geben könne, als der Schlossermeister Wilhelm Tietze einer war. Einige böse Zungen meinten freilich, die Tugenden des Vielgerühmten wurzelten vornehmlich in seinem ungemessenen Hochmuth und das Bewußtsein, sich die allgemeine Achtung erworben zu haben, sei ihm der mächtigste Sporn, sich dieselbe um jeden Preis zu bewahren. Auf solche Zuflüsterungen erwiderten jedoch die Wohlmeinenden mit Recht, daß es den Menschen nicht zustehe, über innere Beweggründe, die ja doch jedem sterblichen Auge verborgen bleiben, zu urtheilen, und daß hier, wie überall, das untrügliche Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ seine Anwendung finde. Daß Tietze in der Berücksichtigung fremder Meinung zu weit gieng, daß es ihm um den Schein nicht minder zu thun war, konnte freilich nicht geleugnet werden; doch welcher Mensch ist ohne Fehler, und hat eine Schwäche, die zum Guten drängt und treibt, nicht gegründeten Anspruch auf Nachsicht? Es gesellten sich auch noch manche Umstände hinzu, um die über-

große Empfindlichkeit von Tietzes Ehrgefühl zu entschuldigen: durch eigene Kraft hatte er sich zum wohlhabenden, angesehenen Manne emporgeschwungen, was er war und besaß, verdankte er nur sich allein. Auf diese Art war er dahin gelangt, den Wohlstand und die Achtung, deren er sich erfreute, nicht als äußere Güter, sondern als die ins Leben getretenen Resultate seines innern Wertes zu betrachten und deshalb schienen sie ihm mit seinem eigensten Selbst verwachsen. Jede Schmälerung seines Ansehens wäre ihm ein Schnitt ins lebendige Fleisch gewesen. Es mag als ein seltsamer Widerspruch in dem Wesen des Mannes betrachtet werden, daß er, der sonst so feste, entschiedene Charakter, bei allen Handlungen seines Lebens sich immer zuerst mit dem Gedanken beschäftigte, was wohl die Leute davon denken, dazu sagen würden. Einst, in früheren Tagen, hatte er dieser Rücksicht ein schweres Opfer gebracht. Er stand in Berlin bei dem reichen Schlossermeister Marbold in Arbeit. Der alte Marbold hatte eine schöne, junge Tochter, sein Herzblatt, sein einziges Kind. Das Mädchen faßte eine tiefe innige Neigung für Wilhelm, und wenn auch dieser seinen Empfindungen nicht Worte gab, ließ sich doch aus tausend kleinen Anzeichen schließen, daß Marie ihm nichts weniger als gleichgiltig war. Aber vergebens sprach die Liebe in seinem Herzen, vergebens äußerte Marbold zu wiederholtenmalen mit nicht zu missdeutender Absichtlichkeit, daß ihm Geschicklichkeit, Fleiß und rechtlicher Sinn bei einem Schwiegersohne eine bessere Mitgabe schienen, als Geld und Gut: Wilhelm blieb unerschütterter. Es war ihm leichter, seinen eigenen Wunsch mit Füßen zu treten als den Gedanken zu ertragen, es könnte vielleicht einmal von ihm heißen: dem hat auch eine reiche Heirat auf die Beine geholfen. Nun und nimmermehr wollte er es darauf ankommen lassen. Er

zog fort. Es kostete ihn bittere Selbstüberwindung, aber in seinen Schmerz mischte sich, ihm halb unbewusst, die stolze Freude des Triumphes. Er fühlte sich als einen Mann, der, wie er sich auszudrücken pflegte, sich durch nichts herunterkriegen ließ. Er ahnte nicht, daß seine Kraft eigentlich Schwäche, und er, der so hochmüthig auf seine Unabhängigkeit pochte, nur der unterwürfige Slave fremder Meinung sei.

Mehrere Jahre vergiengen. Nach vollbrachter Wanderschaft kehrte er in seine Vaterstadt zurück, erwarb hier das Meisterrecht und betrieb sein Handwerk mit solchem Erfolg, daß er seine Zukunft als reichlich gesichert betrachten durfte. Noch war er unverheiratet, doch stellte es sich ihm täglich deutlicher heraus, daß er es nicht länger bleiben dürfe. Immer mehr verlangte es ihn nach einer behäbigen Häuslichkeit, wie nur eine Frau sie zu bereiten weiß. In einem benachbarten Städtchen, wohin seine Geschäfte ihn manchmal führten, lernte er ein junges Mädchen kennen, das durch sein stilles, sanftes Wesen seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er beobachtete sie genauer, zog unter der Hand Erkundigungen über sie ein und alles, was er von ihr sah oder hörte, sprach zu ihren Gunsten. Der einzige mißliche Punkt, der andere Freier ferne hielt, Annas gänzliche Mittellosigkeit, war bei einem Mann von Wilhelms Sinnesart gerade ein Grund mehr, ihr vor andern den Vorzug zu geben. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß seine Frau alles und jegliches ihm verdanken sollte. Und welche Befriedigung für seinen Stolz lag nicht darin, daß es nur eines Wortes aus seinem Munde bedurfte, um das arme Mädchen, das sich bisher von seiner Hände Arbeit kümmerlich ernährt hatte, plötzlich wie mit einem Zauberschlag zur angesehenen Bürgerfrau zu machen! In dem Momente, da er sich dies gegenwärtigte, schien er sich mächtig wie das Schicksal.

Nun war er mit sich im Reinen und zögerte nicht länger, um Annas Hand anzuhalten. Freudig gab sie ihm ihr Jawort und wenige Wochen später tauschten sie am Altar den Schwur treuen Schutzes und liebevollen Gehorsams.

Wilhelm hatte nicht Ursache, seinen Entschluss zu bereuen. Man billigte seine Wahl, man lobte die trefflichen Eigenschaften der jungen Frau, ihre Sittsamkeit, ihren Fleiß, die Umsicht, mit der sie ihrem Hauswesen vorstand, und auch ihre jetzt erst recht erblühende Schönheit ward nicht vergessen. Wilhelm fühlte sich ganz glücklich, wenn er auch, um seiner Würde nichts zu vergeben, sich nie darüber aussprach. Nur manchmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sagte er mit wohlgefälligem Lächeln zu sich selbst: Es ist doch merkwürdig, wie wir für einander passen. In der That wußte Anna sich ganz und gar in ihn zu schicken. Was ihr dazu half, war nicht jene Frauenklugheit, die zu rechter Zeit nachzugeben und mit kleinen Opfern überwiegende Vortheile zu erkaufen versteht; ihre Nachgiebigkeit entsprang der aufrichtigen, unbedingten Verehrung, mit der sie zu ihrem Manne emporblickte. Jedes seiner Worte hatte für sie Gesetzeskraft; es kam ihr nicht in den Sinn, daß er irren und fehlen könnte. Sie fürchtete ihn mindestens ebenso sehr wie sie ihn liebte; ihm zu mißfallen, wäre ihr das Schrecklichste gewesen. Wenn sie sich nur diese Möglichkeit vergegenwärtigte, pochte ihr Herz in rascheren Schlägen und eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht. Sie war so hübsch, so sanft, so gut, daß Wilhelm sich leicht überreden mochte, er liebe sie um dieser Vorzüge willen. Im Grunde war jedoch die blinde Anbetung, die sie für ihn hegte, ihr Hauptreiz in seinen Augen. Sie war sein Geschöpf; er besaß über sie nicht bloß die Gewalt, die das Gesetz dem Manne sichert, auch ihr geistiges Theil, ihr Denken

und Empfinden, war ihm unterthan. Wie wenige Eheherren durften sich des Gleichen rühmen! Es kommt alles nur darauf an, ein rechter Mann zu sein, meinte er in seinem Sinne und blickte nicht ohne Verachtung auf die Schwächlinge herab, die ihren Frauen das Recht einräumen, die Welt mit ihren eigenen Augen zu betrachten.

Fünf Jahre waren seit ihrem Hochzeitstag verfloßen. Das Glück ihrer Ehe hatte nur durch den Verlust ihres Erstgeborenen eine schmerzliche Trübung erfahren. Mit umso größerer Zärtlichkeit hingen beide Eltern an dem kleinen Mädchen, das ihnen geblieben war. Seltsam genug, schmiegte sich das dreijährige Mädchen mit besonderer Vorliebe an den ernstesten Vater; freilich war dieser, wenn er mit der Kleinen spielte, ein völlig anderer als im Verkehr mit der Welt. Die Liebe zu seinem Töchterchen war vielleicht die einzige ganz ursprüngliche, unbefangene Regung seiner Seele, die einzige, der er sich ohne Rückhalt und Nebengedanken hingab. Man durfte hoffen, der Harmlosigkeit des unschuldigen Wesens werde es noch gelingen, Wilhelm zu der Überzeugung zu führen, daß es höhere Güter gibt, als die Befriedigung des Ehrgeizes zu gewähren vermag. Indem der Mensch ein Kind erzieht, wird ihm oft die segensreichste Gelegenheit, einzusehen und nachzuholen, was er bisher an seiner eigenen inneren Erziehung versäumte.

So saßen sie eines Abends in der Wohnstube beisammen; Wilhelm unterhielt sich mit der Kleinen, Anna war mit einer Näharbeit beschäftigt. Da trat ein Besuch ins Zimmer. Eine Jugendfreundin Annas, die Tochter des Schullehrers in ihrem Heimatsorte, war nämlich vor wenigen Tagen nach H. gekommen und hatte sich bei einer reichen Bürgersfamilie verdingen. Die junge Frau empfing sie mit einer Herzlichkeit, die Wilhelm aus zweifachem Grunde unange-

nehm berührte; erstens war eine solche Vertraulichkeit zwischen seiner Frau und einer Dienenden nicht nach seinem Geschmacke, ferner mißfiel ihm Friederikens Persönlichkeit. In der That konnte ihr Äußeres, ohne häßlich zu sein, keineswegs empfehlend genannt werden; es lag etwas Unstetes in ihrem Wesen, etwas Lauerndes in ihrem rastlos umherschweifenden Blick. Anna hatte kein Auge dafür, weil wir über das Äußere von Jugendbekannten überhaupt kein Urtheil haben. Es ist uns mit ihrem ganzen Sein, ihrem Guten und Schlimmen so eng verwachsen, daß wir es uns nicht mehr selbständig denken können. Wir meinen, es müsse eben so sein. Die Abneigung Wilhelms gegen Friederike ward dadurch noch vermehrt, daß Malchen, von ihren Schmeicheleien angelockt, von seinem Schoße weg zu ihr verlangte. Nun wurden alte Erinnerungen aufgefrischt. Anna hatte nach Tausenderlei zu fragen, Friederike nicht weniger zu erzählen, und über diesem Gespräche, das sich um gleichgiltige, ihm fremde Dinge drehte, wurde der Mann fast vergessen. Anna bemerkte seine Verstimmung nicht. Sie brachte das Kind zu Bette und lud ihre Freundin ein, das Abendessen mit ihnen zu theilen. Nachdem sie die Verhältnisse sämmtlicher Einwohner ihrer Vaterstadt zur Genüge besprochen hatte, begann Friederike von ihrer Herrschaft zu erzählen. Auch hier bewährte ihre Zunge die bereits erprobte Schärfe. Jede kleine Schwäche der Leute, die allgemein als brav und ehrenwert bekannt waren, wurde unbarmherzig ans Licht gezogen. Obgleich selbst ganz unfähig, jemandem Böses nachzureden, fühlte sich Anna davon nicht verletzt; sie war gewohnt, dergleichen von Friederike zu hören und legte deshalb kein Gewicht darauf. Umso größeres Mißfallen erregte die Weise der Schullehrerstochter bei Wilhelm. Nebenbei mochte er wohl denken, sie dürfte für seine Fehler ein ebenso

scharfes Auge haben und sie ebenso schonungslos zur Sprache bringen. Als Friederike sich entfernt hatte, bat er seine Frau, dafür zu sorgen, daß ihm nicht wieder ein Abend so unheimlich verdorben werde. Auf Annas schüchterne Frage, was er denn gegen ihre Freundin habe, erwiderte er kurz: „Sie gefällt mir nun einmal nicht.“

„So darf Friederike nicht mehr kommen?“ fragte die junge Frau in bittendem Tone.

Das hatte Wilhelm aber nicht gemeint. Die Sache schien ihm zu unbedeutend, um ein herrisches Einschreiten nothwendig zu machen, und er war zu verständig, um sich in der Rolle eines kleinen Haus-
thronen zu gefallen. Die Anerkennung seiner Ober-
hoheit lag schon in Annas Frage, das genügte ihm. „Sie mag dich dann und wann besuchen,“ entgegnete er, „aber nicht zu oft und nicht, wenn ich zu Hause bin.“

Dieser letzteren Vermahnung hätte es nicht bedurft. Klug und scharf beobachtend, wie Friederike war, hatte sie die Abneigung, die sie dem Manne ihrer Freundin einflößte, alsbald bemerkt und vermied es, mit ihm zusammenzutreffen. Was sie zu Anna hinzog, war nicht sowohl aufrichtige Neigung, als vielmehr das Bedürfnis nach einer Vertrauten in der Herzensangelegenheit, die all ihr Sinnen und Trachten in Anspruch nahm. Friederike hatte mit einem im Hause ihrer Herrschaft wohnenden Handlungsdiener ein Liebesverhältnis angesponnen, mit dem es ihr wenigstens sehr ernst war. Es trifft sich wohl, daß Naturen, die bis dahin jeder warmen, innigen Empfindung unzugänglich schienen, plötzlich von einer tiefen Leidenschaft erfaßt werden. Diese dämonische Macht stürzt sie aber meistens ins Verderben, indem sie ihnen die verständige Berechnung unmöglich macht, die sie, in Ermanglung eines sittlichen Haltes, das Böse als etwas Unkluges, von schlimmen Folgen Begleitetes vermeiden ließ. Friederike

hatte fortan nur ein Ziel, einen Lebenszweck: sie wollte Hubers Frau werden. Um ihn sicherer an sich zu locken, täuschte sie den jungen Mann durch die Vorspiegelung, sie besitze ein Capital von 400 Thalern, das ihr Vater ihr auszahlen wolle, wenn es mit ihrer Heirat richtig sein werde. Huber gieng darauf ein. Die Summe schien ihm zur Gründung eines kleinen Geschäftes genügend, und für die Zukunft war ihm nicht bange. Es fiel ihm nicht ein, Friederikens Wahrfastigkeit in Zweifel zu ziehen. Damit war aber noch wenig gewonnen, denn früher oder später mußte ihre Lüge ja doch an den Tag kommen. Das machte ihr kummervolle Tage und schlaflose Nächte. Wie sollte sie sich das Capital verschaffen, von dessen Besitz nach ihrer Meinung das Glück ihres Lebens abhieng? — Anna war die Vertraute ihrer Liebe, doch nicht ihrer Sorgen; um keinen Preis hätte sie es gewagt, der streng rechtlichen Frau das Gewebe von Lug und Trug zu enthüllen, in das sie sich verstrickt hatte. Rastlos nagte der Wurm in ihrem Innern. Dafs sie auf ehrlichem Wege ihr Ziel nicht erreichen könne, war ihr klar; bald schreckte ihr verwildertes und noch überdies von einer heftigen Leidenschaft bestürmtes Gemüth von dem Pfade des Verbrechens nicht zurück. Nicht als ob sie plötzlich den Entschluß gefafst hätte, die schmäbliche That, die ihr eine befriedigende Lösung verhieß, auszuführen. Anfangs beschäftigte sich ihr Geist bloß damit, wie ungleich und ungerecht die Glücksgüter vertheilt seien, wie wenig es doch zu sagen hätte, wenn ihre reiche Herrschaft einen unbedeutenden Theil ihres Vermögens einbüßte, und wie schwer es dagegen ins Gewicht falle, ob ein armes Mädchen sein Leben in drückender Dienstbarkeit zubringen oder die glückliche Gattin eines geliebten Mannes werden solle. Ähnliche Vorstellungen führten sie nach und nach zu bestimmteren Entwürfen. Sie

erwog die Möglichkeit des Gelingens und die Maßregeln, die ihr geeignet schienen, jeder Entdeckung vorzubeugen. Sie wußte, daß ihr Dienstherr den großen Schrank im obern Geschoss nur sonnabends zu öffnen pflege, um das während der Woche eingelaufene Geld daselbst niederzulegen und den Wochenlohn für seine Arbeiter herauszunehmen. Ein Zufall, den niemand ahnte, hatte sie den Ort kennen gelehrt, an dem ihre Herrschaft bei ihren Ausgängen den Schlüssel zu dem Schranke verbarg. Noch eine andere Beute schwebte ihr im Sinne. Die Hausfrau besaß ein Perlenhalsband, das gleichfalls im obern Geschoss verwahrt und nur bei seltenen, besonders feierlichen Gelegenheiten herausgenommen wurde. Eine geraume Zeit konnte vergehen, bevor man es vermißte. So vereinigte sich mancherlei, um das Gelingen des Diebstahls wahrscheinlich zu machen und die Gefahr zu verringern. Ein entscheidender Umstand trat hinzu, Friederike zu dem Entschlusse zu drängen! Huber bestand darauf, die Sache so oder so in's Reine gebracht zu sehen. Des langen Hinhaltens müde, erklärte er geradezu, er wolle, wenn ihre Heirat doch nicht möglich, das Verhältnis lieber abbrechen. Das gab den Ausschlag; Friederike dachte nur mehr an die Ausführung ihres schlan entworfenen Planes. „Du hast Recht,“ sagte sie, „es muß zu einem Ende kommen. Ich will nach Hause reisen und das Geld bei meinem Vater erheben. In längstens vier Wochen bin ich wieder hier.“ Huber war es zufrieden.

In dem Städtchen, wo unsere Erzählung sich begab, war es Sitte, vierzehn Tage vor dem Austritt aus dem Dienste zu kündigen. Mit gutem Vorbedacht theilte Friederike an cinem Montage ihren Herrenleuten mit, daß ihr kränklicher Vater ihre Rückkehr verlange und sie daher fort müsse. Zugleich bat sie dringend, man möge sie, falls man mit ihrer

Nachfolgerin nicht zufrieden wäre, bei ihrer Rückkehr doch wieder in den Dienst nehmen. Dies ward ihr versprochen, und sie glaubte sich dadurch im voraus gedeckt. Endlich kam der letzte Sonnabend vor dem Montag, an dem sie den Dienst verlassen sollte, heran. Wie sie ganz richtig vermuthet hatte, wurde ihr schon von diesem Tage ihr Lohn ausbezahlt. Nun war es so gut wie gewiß, daß der Schrank nicht vor Ablauf der nächsten Woche geöffnet werden würde, und wenn man dann den Diebstahl entdeckte, müßte dann der Verdacht nicht weit eher auf ihre Nachfolgerin fallen als auf sie, die sich während ihrer Dienstzeit nie die geringste Veruntreuung hatte zu Schulden kommen lassen? Wem konnte es einfallen, sich von ihr einer ähnlichen That zu versehen? Es schien ihr, sie habe nichts zu befürchten.

Wie gewöhnlich begab sich am Sonntagsmorgen die ganze Familie in die Kirche. Diese Zeit hatte Friederike zur Ausführung ihres verbrecherischen Vorhabens bestimmt. Sie fand den Schlüssel an seinem gewöhnlichen Versteck; mit beflügelten Schritten eilte sie in das obere Stockwerk, schloß den Schrank auf und steckte die darin befindlichen Cassenscheine zu sich. Ihr Herz pochte so heftig, daß sie seine Schläge zu hören glaubte. Demungeachtet hatte sie Besonnenheit genug, den Schrank abzuschließen und den Schlüssel an seinen gewohnten Ort zu verbergen. In ihrer Kammer überzählte sie das entwendete Geld; es betrug nicht mehr als 210 Thaler. Das reichte für ihre Zwecke nicht aus.

„So müssen denn noch die Perlen daran,“ murmelte sie vor sich hin. Bald darauf waren auch diese in ihren Händen. Mit unbefangener Miene empfing sie die Beraubten, die erst eine Stunde später aus der Kirche kamen. Nachmittags erbat sie sich die Erlaubnis, ihre Freundin besuchen zu dürfen. Sie

gieng zu Anna, deren Mann eben nicht zu Hause war. Mit herzlicher Theilnahme hörte die junge Frau, daß Friederikens Heirat nunmehr gewiß sei, meinte lächelnd, daß es wohl nicht noththue, sie zu baldiger Rückkehr zu ermahnen, und trug ihr tausend Grüße an die Bekannten in der Heimat auf. Friederike merkte nicht auf ihre Worte, so ausschließlich war sie mit dem Gedanken beschäftigt, was sie mit dem Perlenhalsband beginnen sollte. In ihrer Vaterstadt, wo jedermann ihre ärmlichen Verhältnisse kannte, durfte sie es nicht veräußern, ohne sich dem dringendsten Verdacht auszusetzen. Das Rätthlichste schien daher, den Schmuck vorläufig an einem sichern Orte zu verwahren, bis der Zufall ihr die Gelegenheit bieten werde, ihn zu Geld zu machen. Schlimmstenfalles wollte sie später eine Reise an einen ganz fremden Ort machen, um die Perlen daselbst, wenn auch unter ihrem Werte, zu verkaufen. Sie zog das Halsband hervor, ließ es Anna als ein Geschenk Hubers, der es von seiner verstorbenen Mutter geerbt habe, bewundern und bat sie, es während ihrer Abwesenheit in Verwahrung zu nehmen. Auf Annas verwunderte Frage, warum sie den Schmuck nicht lieber mitnehmen und ihrem Vater zeigen wolle, erwiderte sie rasch besonnen: „Nein! man kann dergleichen auf der Reise gar zu leicht verlieren. Du mußt mir aber eines versprechen: Dein Mann darf kein Wort davon erfahren. Huber meint, wenn die Leute um das kostbare Geschenk wüßten, das er mir gemacht hat, so gäbe das einen Klatsch ohne Ende. Ich hätte es selbst dir nicht sagen sollen, aber vor dir kann ich kein Geheimnis bewahren. Ich zähle auf deine Verschwiegenheit. Gib mir dein Wort, daß du mit keinem Menschen von dem Schmucke reden wirst! Thu's mir zuliebe!“

Annas ganzes Leben war ein beständiges Gehorchen; ein despotischer Wille hatte jede Regung der

Selbständigkeit in ihr unterdrückt, jede Kraft des Widerstandes gebrochen. Sie hatte es nie gelernt, Nein zu sagen, und gewohnt, sich fremden Forderungen unterwürfig zu fügen, blieb sie auch jetzt willenlos, wo es galt, das Recht ihres Mannes zu wahren. Sie leistete das verlangte Versprechen.

Raum war sie allein, so bereute sie es, sich darauf eingelassen zu haben. Ihr war zumuthe, als müßte sie Friederiken nacheilen und ihr den Schmuck, den sie nicht ohne ein ängstliches Gefühl betrachten konnte, zurückstellen. Sie war weit entfernt, den wahren Zusammenhang der Dinge zu ahnen; die Möglichkeit, daß ihre Freundin sich eines so schimpflichen Verbrechens schuldig gemacht haben könnte, kam ihr nicht in den Sinn, aber die Verpflichtung, die sie eingegangen war, lag wie ein Alp auf ihrer Brust. Nie hatte sie ohne die Beistimmung ihres Mannes das Geringste beschlossen, geschweige denn gethan, und nun sollte sie ihm, ihrem sichtbaren Gewissen, etwas verheimlichen. Sie begriff nicht, wie sie sich jenes Versprechen hatte entlocken lassen, und noch weniger begriff sie, woher sie die Kraft nehmen sollte, es zu halten. Wilhelm kannte sie so genau, er verstand in ihren Gedanken zu lesen; mußte er nicht bei dem ersten Blick auf sie errathen, daß Absonderliches in ihr vorgieng? Wenn er sie nun befragte, sollte sie ihm mit einer Lüge antworten? Das war unmöglich. ‚Nein! Besser ist's, ich gestehe ihm alles,‘ war ihr nächster Gedanke. ‚Es ist ja nichts Böses daran, Wilhelm ist die Verschwiegenheit selbst, ihm darf ich es immerhin anvertrauen.‘ Sie athmete freier auf; die strenge Zurechtweisung, auf die sie sich gefaßt machte, schreckte sie weniger als der Gedanke, ein Geheimnis zu bewahren, dessen Entdeckung ihr häusliches Glück gefährden konnte. Sie dachte: ‚Wenn Wilhelm mich schilt, daß ich, ohne erst ihn zu befragen, mich der

Sache annahm, so wird mir nur, was ich verdiene. Ich hätte es nicht thun sollen, denn wie ich's nun auch anfangen, ich muß entweder gegen meinen Mann oder gegen Friederike ein Unrecht begehen. Ihr ehrliches Gemüth sträubte sich gegen den Wortbruch, dessen sie sich schuldig machen wollte, aber ihre Liebe und ihre Furcht waren beredter. Welchen ernstestn Grund konnte Friederike denn auch haben, auf die Geheimhaltung einer so unschuldigen Sache zu dringen? Und war es nicht zu viel gefordert, daß sie, um einer Grille willen, tage- und wochenlang die Qualen eines bösen Gewissens erdulden sollte? Mit Ungeduld erwartete sie die Heimkehr ihres Mannes; wie von einer dunkeln Ahnung getrieben, wollte sie ihm noch heute den ganzen Hergang anvertrauen, so schmerzlich sehnte sie sich, die schwere Last von ihrem Herzen zu wälzen. Der Zufall wollte, daß Wilhelm gerade an diesem Abend später, als er pflegte, nach Hause kam. Die Bangigkeit, die Annas Brust erfüllte, brachte etwas Fremdes, Gezwungenes in ihr Benehmen; er hielt dies für üble Laune, die seinem spätem Kommen gelte, und da es ihm als erste Lebensregel galt, man dürfe sich die Frau nicht über den Kopf wachsen lassen, war er sogleich bedacht, durch einen rauhen, herrischen Ton die vermeintlichen Oppositionsgelüste zu unterdrücken. Wenn Anna diesen Ton vernahm, erstarb ihr das Wort auf den Lippen; selbst wenn sie sich keines Unrechts bewußt war, glaubte sie eines begangen zu haben, und nahm im Gefühl ihrer innern Hilflosigkeit zu stummer Ergebung ihre Zuflucht. Daß sie sich in dem Augenblick, wo sie sich in der That Vorwürfe zu machen hatte, durch Wilhelms trockenestn Benehmen noch mehr erschüchtert fühlte, lag in der Natur der Dinge. Um keinen Preis, und hätte es ihr Leben gegolten, wäre sie imstande gewesen, ihm jetzt ihre Übereilung zu gestehen; er blickte so finster, sein ganzes Wesen hatte

etwas so Abwehrendes, daß ihr Entschluß dagegen nicht standzuhalten vermochte. Sie wollte eine günstigere Stunde abwarten. Mit schwerem Herzen gieng sie zu Bette, und noch lange betete sie in ihren Gedanken zu Gott, er möge alles zum Guten wenden.

Während die arme Anna ruhelos dem Morgen entgegenharrte, schlief Friederike tief und fest; die Aufregungen des vorhergegangenen Tages hatten ihre Kraft fast überwältigt, ihre erschöpften Nerven forderten ihr Recht. Morgens schnürte sie ihren Bündel, beurlaubte sich bei der alten Frau, die noch zu Bette lag, und sagte dann ihrer Herrschaft mit erheuchelter Rührung Lebewohl. Sie war im Begriffe, zu gehen, als der Herr sie noch einen Augenblick verziehen hieß. Er stieg ins obere Stockwerk. Ihre Kniee wankten, ein tödlicher Schreck lähmte ihre Glieder. Eines hatte sie bei ihrer klugen Berechnung außeracht gelassen, nämlich, daß man in anständigen Bürgerhäusern Dienstleuten, mit denen man zufrieden war, bei ihrem Abschiede einen Zehrpfennig mitzugeben pflegt. Diesen wollte der Tischlermeister jetzt aus dem Schranke holen. Wenige Minuten später kehrte er zurück. Friederike mußte laut aufschreien, als sie ihn die Treppe herunterschwanfen sah. Bläß, verstört, an allen Gliedern zitternd, wie sie ihn jetzt vor sich sah, so stand er bis ans Ende ihres Lebens vor ihrem inneren Blick. Die Beschuldigung, daß sie die Diebin sei, wurde nicht einmal ausgesprochen, so sehr verstand es sich von selbst. Die einzige Frage, die man an sie richtete, war, ob sie außer dem Gelde noch etwas entwendet habe. Zusammenbrechend, gestand sie auch den zweiten Diebstahl, weigerte sich aber hartnäckig, zu bekennen, was aus den Perlen geworden sei. Sie bat um Gotteswillen, man möge sie nur auf eine halbe Stunde allein fortgehen lassen, dann wolle sie den Schmuck zurückbringen, aber wo, in wessen Händen er sich befinde,

das könne, das dürfe sie nicht sagen. Trotz ihrer Verderbtheit entfetzte sie sich vor dem Gedanken, die schuldlose Anna in ihr Verderben hineinzuziehen. Ihre Bitten und Thränen fruchteten nichts; man sah in ihren Worten nur eine leere Ausflucht, mittelst welcher sie möglicherweise ihre Flucht zu bewerkstelligen gedente. Der Tischlermeister ließ einen Gerichtsdienner rufen. In seinem Beisein gab Friederike das entwendete Geld heraus und, von ihm begleitet, sollte sie das Halsband herbeischaffen. Man gab ihm ein Verzeichniß sämtlicher Personen, mit welchen sie zu verkehren pflegte; bei diesen allen sollte er, in ihrem Beisein, nachfragen, ob sie nichts von dem entwendeten Schmucke wüßten. Seinem geübten Blicke, hoffte man, werde es nicht schwer sein, aus dem Verhalten der Befragten auf ihre Schuld oder Unschuld zu schließen. Auch Annas Name fehlte nicht auf dieser Liste. Nachdem er bereits in mehreren Häusern Erkundigungen eingezogen hatte, die ihm zu keinem Resultate verhalfen, schlug er die Richtung nach dem Hause des Schlossermeisters ein. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Wilhelm. Als er Friederike in solcher Begleitung erblickte, starrte er sie an, als hätte er sie nie gekannt, und gieng vorüber. Sein Stolz unterdrückte jede Äußerung des Staunens und der Neugier. 'Wenn er wüßte, was seiner Frau bevorsteht!' jammerte es in Friederikens Herzen auf. Sie giengen weiter. Noch klammerte sich die Unglückliche an eine Hoffnung: sie wollte ihre Freundin heimlich, durch ein stummes Zeichen, warnen, zum Schweigen vermahnen. Anna traute ihren Augen nicht, als sie Friederike mit dem Gerichtsdienner in ihre Stube treten sah; sie bemerkte es nicht, daß jene, mit einem beschwörenden Blick auf sie, rasch den Finger an die Lippen legte. Das von ihr unbeachtete Zeichen war jedoch dem Gerichtsdienner nicht entgangen; er zweifelte nicht länger, daß er hier auf der rechten Spur sei,

und forderte mit barschem Ton die Herausgabe des gestohlenen Schmuckes. Todtenbleich stammelte Anna: „Gestohlen?“ In ihrem Schreck einen neuen Beweis für ihre Mitschuld erblickend, brummte er: Daran wäre nichts Besonderes, aber dass eine Frau, wie Madame Fritze, sich mit Diebshehlerei abgibt, das hätte ich selbst im Leben nicht geglaubt!“ — An allen Gliedern zitternd, sank Anna auf den Stuhl zurück; mit herzzerreißendem Schluchzen stürzte Friederike zu ihren Füßen und flehte sie an, ihr den Betrug zu vergeben. Häufig von Thränen und Schluchzen unterbrochen, erzählte sie ihrem Begleiter den ganzen Hergang und verpfändete ihr Seelenheil für die Wahrheit ihrer Aussage. „Das alles wird sich zeigen,“ entgegnete er trocken; „jedenfalls muß Madame Fritze morgen aufs Rathhaus, um vernommen zu werden. Wäre sie nicht die Frau eines hier ansässigen Bürgers, so müßte sie gleich jetzt mit mir; das kann ich ihr aber ersparen, da man sie ja doch zu finden weiß. Und nun heraus mit den Perlen!“ — Mechanisch stand Anna auf, holte den Schmuck hervor und übergab ihn dem Gerichtsdienner, der sich mit Friederike entfernte, ohne auf deren Bitten, Klagen und Thränen zu achten.

Anna blieb allein. Sie war wie betäubt, das Ganze schien ihr ein schwerer, quälender Traum. Erst nach und nach faßte sie die entsetzliche Wahrheit; der Gedanke, dass ihr Mann nothwendigerweise alles erfahren müsse, verwandelte das Blut in ihren Adern zu Eis. Wenn auch ohne eigentliches Verschulden, hatte sie durch ihre Unbesonnenheit die Reinheit seines Namens getrübt, durch ihre Freundschaft mit Friederike Schande über ihn gebracht. Wie sie ihn kannte, wußte sie, dass dafür keine Vergebung von ihm zu hoffen war. Er war nicht der Mann, eine Unvorsichtigkeit eben nur als solche zu betrachten, wenn sie ihn des Gutes, auf das er am meisten pochte, bis zu einem

gewissen Grade verlustig machte; war er schon bei gewöhnlichen Vorkommnissen streng und hart genug, so mußte er bei diesem unerbittlich sein. Mit marternder Geschäftigkeit malte ihre Phantasie sich den Augenblick aus, in welchem sie ihm ihr Geständnis ablegen, ihm sagen würde, daß sie, seine Frau, als eines schimpflichen Vergehens verdächtig, vor Gericht erscheinen müsse. Sie sah seine Züge sich verzerren, die Ader auf seiner Stirne schwellen, sie sah ihn in wildem Zorn das weinende Kind von sich stoßen. ‚Das Kind!‘ stöhnte sie dumpf, und ein neues, größeres Entsetzen zerpresste ihr Herz. Würde er, dem das Urtheil der Welt über alles galt, nicht zu dem sichersten, wenn auch grausamsten Mittel greifen, sich von dieser zu reinigen, indem er sich von dem Weib, das ihm Unehre gebracht, trennte? Sie zweifelte nicht, daß er es thun werde, und geschah dies, so blieb die Kleine in seinen Händen, das Wesen, an dem ihre ganze Seele hieng, war hoffnungslos für sie verloren. Nein! Das durfte nicht geschehen, das war mehr, als sie ertragen konnte! Ihre Sinne verwirrten sich, die Stimme der Natur verstummte, die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer als einer wehr- und willenlosen Beute. Sie wußte nicht, was sie that; eine ihr selbst unbekante Gewalt drängte sie zu dem Furchtbarsten hin. Mit wahnsinniger Hast riß sie das Kind empor und lief mit ihm ins Freie. Das Kind war ein Theil von ihr, es fiel ihr nicht ein, sein Schicksal von dem ihren zu trennen. Ihr schwebte nur ein Ziel vor: die rasche Flucht aus einer Welt, wo ihrer nur noch Schmach und Jammer harnte. Kein bestimmter Vorsatz, kein Entschluß, nur der Instinct der Verzweiflung lenkte ihre Schritte. Sie lief dem Strome zu, der an dem Städtchen vorbeifließt, und das Kind fest an sich drückend, sprang sie hastig in die Fluten, als gelte es, sich eine letzte Zuflucht zu sichern. Noch im Untersinken war es ihr

eine gräßliche Wonne, die Arme der Kleinen um ihren Nacken geschlungen zu fühlen und sich zu sagen, daß sie ihr Liebstes auf der Welt mit fortnehme. Dann schwand ihr die Besinnung, sie hörte nicht mehr das dumpfe Brausen der Wellen, die ihre beiden Opfer mit sich forttrieben.

Ein Ruderknecht am jenseitigen Ufer war Zeuge ihres verzweiflungsvollen Beginuens gewesen. Rasch entschlossen, sprang er ihr nach, um das gefahrvolle Werk der Rettung zu wagen. Die Bewohner der naheliegenden Häuser strömten herbei; niemand ahnte die Wahrheit, man wußte nur, daß sich ein Unglück zugetragen habe. Unter dem lauten Zurufe der Menge brachte der Schiffknecht ein ohnmächtiges Weib mit einem Kinde ans Land, in denen man alsbald die Frau und das Töchterchen des Schlossermeisters Tietze erkannte. Ihre Wohnung war ziemlich entfernt; um keine Zeit zu verlieren, brachte man sie daher auf die nächste Wachtube. Den Bemühungen des schnell herbeigerufenen Arztes gelang es, Anna ins Leben zurückzurufen. Das Kind war und blieb todt. Der erste Blick der Unglückseligen fiel auf seine Leiche. Mit einem wilden Schrei raffte sie sich empor und riß sich aus den Armen der Umstehenden, die sie auf dem eifertig bereiteten Lager zurückhalten wollten. Sie wollte das Werk des Todes vollenden; nur der Gewalt gelang es, sie zurückzuhalten. Mit begütigenden Worten redete man ihr zu, nach ihrer Wohnung zurückzukehren. Sie weigerte sich dessen mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung. Erstaunt befragte man sie, ob sie mit ihrem Manne Streit gehabt, ob dieser sie vielleicht mißshandelt habe? Sie verneinte dies, flehte aber mit solcher Inbrunst, mit solcher Seelenangst, man möge sie bringen, wohin man wolle, nur nicht nach ihrem Hause, daß die fremden Menschen Erbarmen mit ihr fühlten und es nicht über sich vermochten, sie zur

Rückkehr zu nöthigen. Schon früher hatten mehrere den Zug, der ihr zur Wachstube gefolgt war, verlassen, um ihrem Manne die Nachricht von dem schrecklichen Ereignisse zu bringen.

„Sie ist wahnsinnig geworden!“ rief Wilhelm aus, als er die That erfuhr, zu der die Verzweiflung Anna hingerissen hatte. Er eilte zu ihr. Ihre wilde Verstörtheit, das Entsetzen, womit sie sich das Gesicht verhüllte, um nur seinem Blicke nicht zu begegnen, bestärkte ihn in seiner Vermuthung. „Mein Kind todt, und mein Weib verrückt! Und das alles an einem Tage!“ murmelte er dumpf vor sich hin. Der Schlag war schwer genug, um des stärksten Mannes Kraft zu beugen, doch Wilhelm hielt es für eine Ehrensache, auch hier kein Zeichen von Schwäche blicken zu lassen; mit starker Selbstbeherrschung drängte er den ungeheuren Schmerz in sein Inneres zurück. Er wollte nur bewundert und beneidet sein; das Mitleid der Menschen drückte ihn wie eine Erniedrigung. Seine Blässe abgerechnet, verrieth kein Zug seines Gesichtes die Qual, die sein Herz zersfleischte. Sein Anblick vernichtete den letzten Rest von Willenskraft, der Anna den Muth gegeben hatte, sich gegen die Rückkehr zu ihm zu sträuben. Sie widerstrebte nicht, als er Anstalt machte, sie nach ihrer gemeinschaftlichen Wohnung zu bringen; auch die Leiche des Kindes ward dahingeschafft. Dieselben Räume, die noch am vorigen Tage eine Zuflucht sicher begründeten Familienglückes schienen, waren nun der Schauplatz des tiefsten, bittersten Elendes. Keine Frage vermochte von Anna eine Antwort zu erpressen; stumm, mit geschlossenen Augen, lag sie, wie an Leib und Seele gelähmt, dahin. Noch immer hielt Wilhelm sie für wahnsinnig, und grimmig hadernd fragte er den Himmel, womit er ein solches Mißgeschick verdient habe? Sein Irrthum wahrte nicht

lange. Der Gerichtsdienner hatte aller Welt erzählt, daß die Frau des wohlhabenden, angesehenen Schlossermeisters Tietze in die Diebstahls Geschichte mitverflochten sei. Als Wilhelm das erste Wort davon vernahm, wich sein Schmerz der Entrüstung über die vermeintliche Verleumdung. Sein Weib die Theilnehmerin an einem gemeinen Verbrechen! Das war nicht möglich, nur die schmäzlichste Bosheit konnte ein solches Gerücht ausgeheckt haben, nur maßlose Dummheit einer solchen Abgeschmacktheit Glauben beimessen. Hoch und theuer vermaß er sich, die bösen Zungen sollten es ihm büßen. Erst als er, vor Gericht geladen, der Aussage Friederikens den Beweis entnahm, daß Anna, wenn auch ohne eigentliches Verschulden, den Leuten ein Recht gegeben habe, an seinem ehrlichen Namen zu mäkeln, erst dann faßte er den ganzen Zusammenhang. Vergebens sprachen Friederikens Geständnisse, die den unverkennbaren Stempel der Wahrheit trugen, nicht nur ihn, sondern auch Anna von jedem bösen Verdachte frei; vergebens äußerte der Bürgermeister wiederholt sein Bedauern über die unselige Verkettung von Umständen, die es einem Manne von Tietzes Charakter nothwendig machte, sich von einer beschimpfenden Anklage zu reinigen, — es half alles nichts. Welche Genugthuung man ihm auch geben mochte, sein Ehrgefühl war tödlich verletzt, und ein anderer, als er gekommen war, kehrte er nach Hause zurück. Ihm war, als wandle er auf den Trümmern seines Lebens.

Er sprach mit Anna nicht von der schweren Stunde, die soeben an ihm vorbeigegangen war; doch würde man irren, wenn man sein Schweigen schonender Milde zuschrieb. Das Unheil, das Anna über ihn gebracht hatte, war so namenlos, daß jeder Vorwurf darüber ihm kindisch und thöricht geschienen hätte. Ein kalter, finsterner, stummer Groll verdrängte aus seiner

Seele so Zorn wie Mitleid. Seit er die Ursache ihrer dunklen That kannte, seit er sie nicht mehr für wahnsinnig halten konnte, sah und haßte er in ihr die Mörderin seines Kindes. Das fühlte Anna, sie wußte, daß er ihr den Tod seines Lieblinge nie vergeben werde; aber je deutlicher ihr dies wurde, umso lauter klagte sie in ihrem Herzen ihn an, denn was sonst als die Furcht vor seiner unerbittlichen Härte hatte all das entsetzliche Unglück herbeigeführt! Die Liebe zu der Kleinen war der einzige wahrhafte Vereinigungspunkt für beide gewesen; voneinander abgelöst, fremd, ja feindlich standen sie sich jetzt gegenüber. Der Schatten des Kindes trennte sie auf ewig.

Solange der Erfolg mit einem Menschen ist, wird es ihm nicht an Freunden fehlen, die an seinen Verstand und seine Tüchtigkeit glauben. Dreht ihm aber das Glück den Rücken, dann schütteln die erst so Gläubigen bald die Köpfe und meinen, der Mann wisse es doch nicht recht anzufangen, sonst würde ihm nicht alles fehlschlagen. Auch Wilhelm machte diese Erfahrung. Das Unglück mit seiner Frau und dem Kinde, die zwar widerlegte, aber keineswegs vergessene Anklage hatte ihm seinen Nimbus geraubt. Er glaubte nicht mehr an sich selbst, und das lähmte seine Kraft. Bald machte sich auch in seinem Gewerbe ein Rückgang fühlbar; ein anderer Schlosser ließ sich in dem Städtchen nieder und zog zahlreiche Kunden an sich. Das war mehr, als Wilhelm ertragen konnte. Die kleine Welt, deren Urtheil bis dahin sein Leitstern gewesen war, wendete sich mit geringschätzender Gleichgiltigkeit von ihm ab, der Frieden seines Hauses war dahin, sein Leben untergraben; was blieb ihm noch übrig? Nichts, als die traurige, zu spät gekommene Erkenntnis, daß der Mensch seinen Schwerpunkt nicht in Außerlichkeiten, sondern nur in sich allein zu suchen hat.

Anna siechte langsam dahin. Bevor das Jahr abgelaufen war, bettete der Tod sie zu ihrem Kinde. Sie ruhen beide unter einem Hügel, den keine liebende Hand mit Blumen schmückt, denn Wilhelm ist fortgezogen; wie es heißt, nach Amerika.

